

Biographie als rhetorisches Konstrukt¹

Hans-Christoph Koller

[*BIOS 6 (1993), Heft 1, 33-45*]

„Biographien ‚gibt es‘ außerhalb der Wissenschaftswelt als wirkliche soziale Phänomene“, schreibt Wolfram Fischer-Rosenthal in seinem Versuch einer Standortbestimmung der Biographieforschung (Fischer-Rosenthal 1990: 12) und begründet damit den Status dieser Forschungsrichtung als einer eigenständigen soziologischen Sichtweise. Gerade weil es in der sozialen Wirklichkeit eine quasi „naturwüchsig“ sich strukturierende Gestalt von Lebensläufen und biographischen Mustern gebe, sei die Biographieforschung mehr als eine bloße Forschungsmethode, die sich der Erhebung und Auswertung von Lebensgeschichten nur in instrumenteller Weise bedienen würde. In scharfem Kontrast dazu behauptet Pierre Bourdieu in einem polemischen Aufsatz, wer sich in soziologischer Absicht für Lebensgeschichten interessiere, unterwerfe sich der letztlich vormodernen Illusion, das Leben eines Individuums sei ein kohärentes Ganzes, eine bedeutungsvolle und gerichtete Abfolge von Ereignissen, die in einer linearen Erzählung wiedergegeben werden könne. Soziologische Forschung, die sich auf Lebensgeschichten bezieht, betreibe die „Konstruktion eines perfekten sozialen Artefakts“ und sei „beinahe genauso absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen“ (Bourdieu 1990: 80).

Der Streit geht offenbar um die Frage, ob das, was hier „Biographie“ bzw. „Lebensgeschichte“ genannt wird, ein Moment der sozialen Wirklichkeit selbst ist oder vielmehr ein bloßes Konstrukt, das sich – wie Bourdieu meint – der „Komplizenschaft“ der Forscher mit den naiven und illusionären Selbstdeutungen der Erforschten verdankt. Ich will in dieser Frage nun nicht vorschnell Position beziehen, sondern vielmehr eine andere Zugangsweise vorschlagen, die die sprachliche Verfasstheit von Biographien oder Lebensgeschichten ins Spiel bringt. In der Gegenüberstellung von sozialer Wirklichkeit und Wissenschaftswelt (Fischer-Rosenthal) bzw. von objektiven Strukturen und subjektivem Sinn (Bourdieu) berücksichtigen beide Positionen, wie mir scheint, zu wenig, dass Biographien bzw. Lebensgeschichten – unabhängig davon, welcher epistemologische Status ihnen zukommt – im Medium eines kulturellen Symbolsystems verfasst sind, das nicht in der Dichotomie von Subjekt und Objekt bzw. von Individuum und Gesellschaft aufgeht. Darauf soll die Formulierung meines Themas „Biographie als rhetorisches Konstrukt“ hinweisen: Lebensgeschichten sind – ob nun Moment der

¹ Der folgende Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Referats auf der Jahrestagung der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 27. bis 29.2.1992 in Bremen, die unter dem Thema „Biographie als theoretisches Konstrukt“ stand.

sozialen Wirklichkeit oder theoretisches Artefakt – in jedem Fall sprachliche Gebilde, die es auch und zunächst als solche zu analysieren gilt.

Meine folgenden Überlegungen gliedern sich in drei Abschnitte. Ich gehe aus von der Frage, welche Grundannahmen die Biographieforschung (soweit sie mit dem Instrument des „narrativen Interviews“ arbeitet) dazu motivieren, die Erzählung selbsterlebter Erfahrungen zum Ausgangspunkt sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung zu machen. Zu diesem Zweck möchte ich kurz den vor allem von Fritz Schütze unternommenen Versuch einer erzähltheoretischen Begründung des narrativen Interviews bzw. der darauf basierenden Biographieforschung rekapitulieren (I.). In einem zweiten Schritt soll diese Begründung einer kritischen Prüfung unterzogen und in Abgrenzung davon die These einer rhetorischen Konstruktion von Lebensgeschichten entwickelt werden. Dazu wird es nötig sein, genauer auf den dabei verwendeten Begriff des Rhetorischen einzugehen (II.). Im dritten Teil möchte ich am Beispiel einer Passage aus einem biographischen Interview näher erläutern, was ich unter einer rhetorischen Lektüre von autobiographischen Erzählungen verstehe, und abschließend skizzieren, welchen Gewinn ich mir aus dieser Perspektive für die Bearbeitung sozial- und erziehungswissenschaftlicher Fragestellungen verspreche (III.).

I.

Innerhalb der Biographieforschung hat als Methode der Datenerhebung besonders das von Fritz Schütze entwickelte „narrative Interview“ größere Verbreitung gefunden. Die besondere Eignung dieser Technik für die Gewinnung sozialwissenschaftlich interessanter Informationen ist dabei vor allem erzähltheoretisch begründet worden. Erzähltheorien antworten zunächst einmal auf die Frage, was eigentlich die Besonderheit ihres Gegenstandes ausmacht. Was ist überhaupt „Erzählen“, und wodurch unterscheidet es sich von anderen Kommunikationsformen oder Diskursgattungen? Einen Grundkonsens aller Erzähltheorien stellt wohl die Einsicht dar, dass das Erzählen es in ganz besonderer Weise mit der Zeit zu tun hat. Eine Erzählung präsentiert eine Anzahl von Ereignissen in einer ganz bestimmten zeitlichen Reihenfolge, die nicht beliebig abgeändert werden kann, ohne zugleich die Erzählung als solche zu verändern. Eine Abfolge vom Typus „a und dann b“ macht also gewissermaßen die elementare Struktur des Narrativen aus.

Diese Grundüberlegung wird nun bei Labov und Waletzky, zwei amerikanischen Linguisten, die 1967 als erste mündliche Alltagserzählungen zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses gemacht haben, durch ein entscheidendes Argument erweitert. Bei ihrer Untersuchung von mündlichen Erzählungen selbsterlebter Erfahrungen gehen sie von einer zusätzlichen Annahme aus, die in unserem Zusammenhang von zentraler Bedeutung ist: „Erzählen wird als eine verbale Technik der Erfahrungsrekapitulation aufgefaßt, im besonderen als die Technik der Konstruktion narrativer Einheiten, die der temporalen Abfolge der entsprechenden Erfahrung entsprechen“ (Labov/Waletzky 1973: 79). Nicht nur eine bestimmte Reihenfolge von „narrativen Einheiten“ mache das Wesen einer Erzählung aus, sondern dass diese Abfolge mit der tatsächlichen Sukzession der erzählten Ereignisse identisch sei. Diese Eigenschaft des Erzählens, die Darstellung von selbsterlebten Erfahrungen in ihrer tatsächlichen Reihenfolge, wird von Labov und Waletzky als die „referentielle“ Funktion des Erzählens bestimmt. Durch sie, so könnte man folgern, gewinnt das Erzählen einen besonderen, gegenüber anderen

Darstellungsmodi privilegierten Bezug auf Wirklichkeit. Neben dieser referentiellen Funktion schreiben sie dem Erzählen noch eine zweite, die „evaluative“ Funktion zu, die darin bestehe, die Einstellung des Erzählers zu dem, was erzählt wird, anzuzeigen. Die evaluative bleibt freilich der referentiellen Funktion logisch nachgeordnet, sofern die Evaluation als eine Art Kommentar zur referentiellen Erfahrungsrekapitulation verstanden wird.

Die These von der primär referentiellen Funktion des Erzählens selbsterlebter Erfahrungen wird bei Schütze nun ausgebaut zur Theorie des Erzählens als einer Form der „Sachverhaltsdarstellung“, die deren besonderen Wert für die sozialwissenschaftliche Forschung begründen soll. Schon in Schützes Arbeit über die Technik des narrativen Interviews heißt es: „Vorausgesetzt, der Informant berichtet über eigenerlebte Erfahrungen, ist die narrative Darstellungsweise diejenige, die am engsten an die zu berichtende Handlungswirklichkeit und entsprechende Orientierungsbestände anschließt“ (Schütze 1977: 52). Diese besondere Nähe des Erzählens zur sozialen Realität im Vergleich zu anderen Darstellungsmodi wie dem Argumentieren oder dem Beschreiben wird dann an anderer Stelle ausführlicher begründet (vgl. zum Folgenden Kallmeyer/Schütze 1977).

Eine entscheidende Rolle dabei spielen die sogenannten „Zugzwänge des Erzählens“, die einen Sprecher, der sich auf das Erzählschema erst einmal eingelassen hat, gegebenenfalls sogar gegen seine eigene Absicht auf bestimmte Momente dieses Darstellungsmodus festlegen. Schütze unterscheidet bekanntlich drei solcher Zugzwänge: den Zwang zur Detaillierung, zur Gestaltschließung und zur Kondensierung. In unserem Zusammenhang ist vor allem der Detaillierungszwang von Interesse. Er bestehe zunächst einmal darin, den Erzähler beim Erzählen auf die Einhaltung der tatsächlichen Reihenfolge der Ereignisse zu verpflichten (Schütze nennt dies die „Parallelitätskomponente“ des Detaillierungszwangs). Darüber hinaus werde vom Erzähler verlangt, die „Ereignisträger“, das heißt, die an dem zu erzählenden „Sachverhalt“ beteiligten Personen oder Gegenstände, explizit einzuführen und die konkreten Umstände des „Sachverhalts“ mit Hilfe von Eigennamen, Orts- und Zeitangaben so genau zu benennen, wie es für das Verständnis der Erzählung notwendig ist (das wäre die „Kennzeichnungskomponente“). Schließlich lege der Detaillierungszwang den Erzähler darauf fest, die Verknüpfungen zwischen den zu erzählenden Ereignissen dem Zuhörer zum Beispiel durch die Darstellung von Beweggründen eigener oder fremder Handlungen plausibel zu machen (das ist die „Verknüpfungs- und Plausibilisierungskomponente“). All dies zusammengenommen, veranlasst der Detaillierungszwang Schütze zufolge den Erzähler, sich beim Erzählen an seine tatsächliche Erfahrung bzw. an den darzustellenden „Sachverhalt“ in seiner zeitlichen, räumlichen und logischen Ordnung zu halten.² Vor allem in der Wirksamkeit dieses Zugzwangs ist daher Schützes zentrale These von der „Homologie“ zwischen Erzählung und Erfahrungskonstitution begründet (vgl. Bude 1985: 329).

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass der besondere Wert von Erzählungen selbsterlebter Erfahrungen als sozialwissenschaftliche Quelle Schütze zufolge darin besteht, dass sie diese Erfahrungen so darstellen, wie sie sich faktisch abgespielt haben.

2 Entscheidend ist dabei übrigens nicht, inwieweit empirische Erzählungen diesen Zugzwängen tatsächlich Folge leiten; im Gegenteil: Auch und gerade, wenn sie verletzt werden, machen sich Zugzwänge bemerkbar, etwa indem der Zuhörer den Faden verliert und deshalb „abschaltet“ bzw. nachfragt oder indem der Interpret das Fehlen einer Information als interpretationsbedürftig festhält.

Auf biographische Erzählungen bezogen hieße das, dass Lebensgeschichten, zumindest sofern sie wirklich spontane Erzählungen sind, ein getreues Abbild des tatsächlichen Lebensgeschehens liefern. Eine Bedingung dieser These scheint mir nun darin zu bestehen, dass der referentiellen Funktion von Erzählungen gegenüber ihrer evaluativen Funktion absoluter Vorrang eingeräumt wird. Zwar leugnet Schütze die evaluative Funktion von Narrationen keineswegs, sondern betont den wichtigen Stellenwert von Selbstdeutungen etwa in biographischen Interviews. Aber indem er diese Selbstdeutungen als argumentierende oder beschreibende, jedenfalls nicht-narrative Passagen versteht, lagert er die evaluative Funktion gewissermaßen aus dem „eigentlichen“ Erzählen aus und ordnet sie anderen Modi der Sachverhaltsdarstellung zu.

Diese Trennung des „eigentlichen“ Erzählens von der evaluativen Funktion der Selbstdeutungen hat eine wichtige forschungsstrategische Bedeutung. Sie nämlich ermöglicht es, die evaluierenden Selbstdeutungen mit der „eigentlichen“ Erzählung zu vergleichen und dabei auf ihre Angemessenheit zu überprüfen. Nur wenn die auf ihre narrativen Kernbestandteile reduzierte Lebensgeschichte als getreues Abbild des wirklichen Lebensgeschehens verstanden wird, können die darin enthaltenen argumentativen Passagen am so gewonnenen Maßstab der faktischen Ereignisabfolge gemessen werden. Forschungspraktisch zeigt sich dieser Zusammenhang darin, dass die nicht-narrativen Passagen bei der Auswertung narrativer Interviews zunächst eliminiert und erst in einem späteren Schritt eigens analysiert werden, wenn die Ereignisabfolge mithilfe der strukturellen Beschreibung der bereinigten Lebensgeschichte rekonstruiert ist (vgl. dazu Schütze 1983: 286 f.). Biographietheoretisch schlägt sich diese Vorgehensweise darin nieder, dass biographische Selbstdeutungen von Schütze vorwiegend unter dem Gesichtspunkt möglicher Selbsttäuschungen diskutiert werden. Nur wenn man sich sicher ist, mittels des narrativen Interviews ein zutreffendes Bild des faktischen Lebensgeschehens auch in seiner Gesamtgestalt ermitteln zu können, lässt sich entscheiden, ob es sich bei den übergreifenden biographischen Selbstdeutungen um „Deutungssysteme der Selbstverschleierung“ handelt oder um bewusstseinsmäßige Aneignungen der tatsächlichen „biographischen Gesamtformung“ (vgl. Schütze 1981: 103 ff.).

II.

Kritik an dieser erzähltheoretischen Begründung des narrativen Interviews und der darauf basierenden Richtung der Biographieforschung lässt sich aus verschiedenen Perspektiven anmelden. So hat zum Beispiel Heinz Bude die interessante Frage aufgeworfen, ob denn tatsächlich alle Erfahrungen erzählbar sind im Sinne einer kontinuierlichen Abfolge von miteinander verknüpften Ereignissen oder ob es nicht Erfahrungen geben mag, die nicht nach dem Muster einer Erzählung aufgebaut sind und deshalb auch nicht narrativ, sondern etwa nur in Form einer Collage dargestellt werden können (vgl. Bude 1985: 334)³. Der Gesichtspunkt, auf den es mir im Folgenden ankommt, ist allerdings ein anderer. Ich möchte versuchen, ihn an der Frage deutlich zu machen, nicht was eine Erfahrung erzählbar, sondern was sie erzählenswert macht. Unter den hier interessierenden Aspekten gibt es darauf, wie mir scheint, zwei mögliche Antworten. Die eine

3 Dagegen erscheint mir Budes Parallelisierung solcher Darstellungsmodi wie Erzählung und Collage mit dem „Epischen“ bzw. dem „Lyrischen“ aus Erich Staigers „Grundbegriffen der Poetik“ eher problematisch.

lautet, erzählenswert seien vor allem ungewöhnliche Erfahrungen. Goethes Definition der Novelle als „unerhörte Begebenheit“ spricht davon ebenso wie etwa das sogenannte „Planbruchkonzept“ in der Erzähltheorie von Uta Quasthoff, das davon ausgeht, Gegenstand von Erzählungen seien vor allem solche Erfahrungen, bei denen eine bestimmte Erwartung verletzt, ein Plan durchkreuzt wurde (vgl. Quasthoff 1980). Im Vordergrund steht auch hier, so scheint mir, die referentielle Funktion des Erzählens, denn das Ungewöhnliche erscheint als ein Merkmal der Ereignisse, von denen die Rede sein soll, als Eigenschaft der zu erzählenden Wirklichkeit. Die andere Antwort dagegen stellt die evaluative Funktion von Erzählungen in den Vordergrund. Erzählenswert, so würde sie lauten, sind solche Erfahrungen, die für den Erzähler einen bestimmten Sinn haben, den er dem Zuhörer mitteilen möchte, oder Erfahrungen, die – zum Beispiel, weil sie in irgendeiner Weise verstörend sind – eines solchen Sinns gerade bedürfen, der deshalb im Prozess des Erzählens allererst hergestellt werden soll. Erzählenswert wären also Erfahrungen oder Ereignisse, die sinnhaft oder sinnbedürftig sind. Diese zweite Antwort scheint mir gerade im Blick auf autobiographische Erzählungen von besonderem Interesse (vgl. dazu auch Michel 1985: 21). Folgt man ihr, so wäre lebensgeschichtliches Erzählen nie nur ein Abbild des tatsächlichen Lebensgeschehens, sondern immer auch ein Vorgang der Sinnproduktion, ein Versuch, dem tatsächlichen Lebensgeschehen einen Sinn hinzuzufügen, indem es in einer ganz bestimmten Weise erzählt wird.

Hält man sich an diese Perspektive, so müsste das Verhältnis der referentiellen und der evaluativen Funktion von Erzählungen anders bestimmt werden als bei Labov und Waletzky und Kallmeyer und Schütze. Man könnte dann nicht länger davon ausgehen, dass die Selbstdeutungen des Erzählers dem „eigentlichen“ Erzählen nachgeordnet oder gar völlig davon verschieden sind, sondern müsste annehmen, die evaluative Funktion wirke an der Herstellung referentieller Bezüge auf die Wirklichkeit von Anfang an mit. Dann aber würde die Wirksamkeit des Detaillierungszwangs, wie Schütze ihn für das Erzählen postuliert, problematisch. Sowohl die Reihenfolge, in der die Ereignisse vom Erzähler präsentiert werden, als auch ihre Verknüpfung untereinander wäre nicht mehr unbedingt als Abbild der tatsächlichen Ordnung des Geschehens zu verstehen, sondern vielmehr als Ergebnis des Erzählvorgangs selbst, der die Sukzessivität der Ereignisse allererst herstellt und sie in einen sinnvollen Zusammenhang einzuordnen versucht (vgl. dazu nochmals Michel 1985: 75 ff.).

Meine entscheidende These lautet nun, dass dieser Prozess der Sinnproduktion im autobiographischen Erzählen als rhetorischer Prozess aufgefasst und analysiert werden kann. Der Begriff des „Rhetorischen“ ist dabei nicht im abwertenden Sinne einer bloßen Überredungskunst gemeint. Vielmehr knüpfe ich an verschiedene neuere Versuche an, Rhetorik als eine spezifische „Texttheorie“ zu verstehen, die die Produktion oder Entstehung von Texten zu beschreiben vermag (vgl. Kopperschmidt 1990).

In einem für die neuere Rhetorikdiskussion wegweisenden Beitrag hat Hans Blumenberg versucht, die Rhetorik als ein System verbaler „Institutionen“ zu beschreiben, das auf die Erfahrung eines zeitweiligen oder dauerhaften Fehlens definitiver Wahrheiten und unmittelbarer Evidenzen antworte. „Rhetorik“, so heißt es bei Blumenberg, „schafft Institutionen, wo Evidenzen fehlen“ (Blumenberg 1981: 110). Der Verzicht auf ewige Wahrheiten ist Blumenberg zufolge mit der Entwicklung der neuzeitlichen Wissenschaften unausweichlich geworden. Doch während die moderne Wissenschaft

sich darauf eingerichtet habe, die prinzipielle Vorläufigkeit ihrer Erkenntnisse zu ertragen, stünden die Menschen in praktischen Situationen unter unmittelbarem Handlungszwang. Hier nun treten die verbalen „Institutionen“ der Rhetorik an die Stelle vorgegebener, als natürlich oder gottgewollt gedachter Normen, um menschliches Handeln angesichts von Evidenzmangel einerseits und praktischem Handlungszwang andererseits überhaupt möglich zu machen. Den grundlegenden Vorgang sieht Blumenberg dabei im substitutiven Akt der Metapher. Vermittels der rhetorischen Figur der Metapher versuche ein Sprecher, etwas durch etwas anderes zu begreifen, etwas Unverfügbares durch etwas dem Bewusstsein Zugänglicheres verstehbar zu machen. Zu diesem substitutiven Akt, eine Metapher zu finden, komme freilich noch die Aufgabe hinzu, dieser Metapher bei sich selbst und bei anderen Anerkennung und Zustimmung zu schaffen. Rhetorik betreffe daher nicht nur die Produktion, sondern immer auch die Rezeption von Texten oder Äußerungen.

Vor diesem Hintergrund scheint es plausibel, dass gerade das autobiographische Erzählen auf die verbalen Institutionen der Rhetorik angewiesen ist. Man muss nicht unbedingt Ulrich Becks Individualisierungstheorem bemühen, um dem Versuch, sein eigenes Leben als eine sinnvolle und kontinuierliche Abfolge von Ereignissen zu präsentieren, einen Mangel an unmittelbarer Evidenz zu bescheinigen. Mehr und mehr machen Menschen unter den Bedingungen moderner oder gar postmoderner Gesellschaften die Erfahrung, dass einzelne Ereignisse, gewisse Phasen oder gar die Gesamtgestalt ihres Lebens ihnen fremd und unverfügbar gegenübertritt. Dieses Unverfügbare im autobiographischen Erzählen rhetorisch zu substituieren kann mit Blumenberg als eine Möglichkeit begriffen werden, diese Situation sprachlich-handelnd zu bewältigen.

Blumenbergs Rhetorikbegriff bleibt freilich zu abstrakt, um ihn schon als Instrument einer konkreten Analyse autobiographischer Texte benutzen zu können. Einen Schritt weiter führt hier einer der Exponenten der neueren Rhetorikdiskussion in Frankreich, Gérard Genette. Er entwirft ein Verständnis von Rhetorik, das in der Figuralität der poetischen Rede ein konstitutives Moment nicht nur des literarischen, sondern prinzipiell jedes Sprachgebrauchs erblickt (zum Folgenden vgl. Genette 1966). Der Begriff der Figur bezeichnet dabei den grundlegenden Abstand, der sich in jedem Text zwischen dem tatsächlich Gesagten und seinem Sinn auftrue, wobei dieser „Sinn“ durch einen möglichen anderen Text markiert wird, der dem tatsächlich Gesagten substituiert werden kann. Das Wesen der rhetorischen Figur besteht also nicht – wie im traditionellen Verständnis des Begriffs in der Abweichung vom gewöhnlichen Sprachgebrauch (vielmehr ist nichts gewöhnlicher als Figuren); eine Figur liegt vielmehr immer dann vor, wenn eine gegebene Formulierung mit einer anderen, nicht aktualisierten Formulierung verglichen werden kann, die an ihrer Stelle stehen könnte. So kann etwa das Wort „Segel“ – um ein Beispiel der traditionellen Rhetorik zu zitieren – unter bestimmten Bedingungen in einem literarischen Text durch das Wort „Schiff“ ersetzt werden.

Genette zögert nicht, aus dieser Bestimmung der rhetorischen Figur die Konsequenz zu ziehen, dass die Figuralität eines Textes ihm nicht an sich zukomme, sondern vom Bewusstsein des Lesers oder Zuhörers abhängig sei. Dennoch ist das „Surplus“ an Sinn, das mit dieser Figuralität gegeben ist, keine psychologische Größe. Sie lässt sich vielmehr mit dem linguistischen Begriff der Konnotation erfassen, der die grundlegende Ambiguität der menschlichen Rede bezeichnet. „Segel“ hat ja zunächst eine eindeutige denotative Bedeutung, bezeichnet eben ein Segel und sonst nichts. Aber wenn und in-

dem es auf das Wort „Schiff“ bezogen wird, entfaltet es einen Reichtum an zusätzlichem Sinn. Im Unterschied zur Arbitrarität denotativer Bezeichnungen führt es eine Motiviertheit ein, die dadurch gegeben ist, dass die Wahl gerade auf das Wort „Segel“ (und nicht etwa auf das Wort „Mast“) fällt, um mittels der Figur der Synekdoche ein Schiff zu bezeichnen. Darüber hinaus kann eine Figur in einer Art von Konnotation zweiter Ordnung den Diskurs selbst bezeichnen, in welchem sie Verwendung findet, etwa indem das Wort „Segel“ nicht nur zu verstehen gibt, dass von einem Schiff die Rede ist, sondern auch, dass es sich hier um einen poetischen Text handelt. Die aktuelle Bedeutung der Rhetorik sieht Genette darin, auf diese fundamentale Mehrdeutigkeit der Sprache hinzuweisen, auf den Überschuss an Sinn, der potentiell in jeder Äußerung enthalten ist.

Indem eine autobiographische Erzählung sich rhetorischer Figuren bedient, öffnet sie sich dieser fundamentalen Mehrdeutigkeit der Sprache. In ihnen oder kraft ihrer gibt sie einen Sinn zu verstehen, der jenseits (oder diesseits?) ihres denotativen „Inhalts“ liegt. Eine rhetorische Lektüre von Lebensgeschichten müsste nun diesen Sinn freilegen, indem sie den Prozess seiner Hervorbringung beschreibt. Dieser Prozess findet auf verschiedenen Ebenen eines Textes statt. Wie das Beispiel „Segel für Schiff“ nahelegt, betreffen rhetorische Figuren zunächst einmal die Mikrostruktur eines Textes, einzelne Formulierungen, bestimmte Worte oder Sätze. Darüber hinaus kennt jedoch schon die traditionelle Rhetorik auch Figuren, die größere Zusammenhänge oder einen Text als ganzen betreffen, wie zum Beispiel die sogenannten Gedankenfiguren, deren bekanntestes Beispiel die Ironie darstellt. Michael Cahn hat in einem interessanten Aufsatz versucht, solche Phänomene unter dem Begriff der „Denkfiguren“ zum Gegenstand einer rhetorischen Lektüre zu machen. Denkfiguren wären dabei als diejenigen diskursiven Strategien zu verstehen, die eine „Bedeutung jenseits des Inhalts“, einen Sinn jenseits denotativer Festlegungen zu verstehen geben (vgl. Cahn 1989: 291 ff.). Die rhetorische Lektüre von autobiographischen Erzählungen könnte daher als ein Verfahren verstanden werden, von der Figuralität einzelner Wendungen ausgehend bis zur Ebene der Lebensgeschichte als ganzer vorzudringen und, wie Cahn sagt, den „figuralen Gehalt (ihrer) leitenden diskursiven Struktur“ zu ermitteln (ebd.: 292).

III.

Das Beispiel, das ich nun vorstellen möchte, um deutlicher zu machen, was ich unter einer rhetorischen Lektüre von Lebensgeschichten verstehe, stammt aus einem Hamburger Projekt über Studentenbiographien, das vor allem von Rainer Kokemohr durchgeführt worden ist. Es handelt sich um ein biographisches Interview mit „Ingo“, einem Diplompädagogik-Studenten im höheren Semester, das bereits Gegenstand eines Hamburger Symposions über „Studentenbiographien“ war und dort auf verschiedene Weise interpretiert worden ist (vgl. Kokemohr/Marotzki 1989). Ich greife noch einmal auf dieses Interview zurück, weil mir eine Passage daraus für meine Zwecke hier besonders gut geeignet erscheint.⁴ In dieser Passage erzählt Ingo – es ist übrigens die längste zusammenhängende Erzählung des Interviews – eine Urlaubsgeschichte, die sich kurz vor dem Beginn seines Studiums abgespielt hat. Der „Inhalt“ der Geschichte ist kurz zusammengefasst der, dass Ingo sich bei einem Trampurlaub in Griechenland einen Hund

4 Diese Passage hat im Übrigen in den bei jenem Symposion vorgelegten Interpretationen, von zwei Ausnahmen abgesehen (vgl. Seigies 1989; Stempel 1989: 272 ff.), kaum Beachtung gefunden.

aufschwätzen lässt und mit nach Hause nimmt. Auf der Rückreise aus Griechenland entpuppt sich der Hund dann allerdings als Hündin und bringt fünf Welpen auf die Welt. Ingo aber weiß sich zu helfen und bastelt eine Art von Hundekinderwagen, den die Hündin selbst ziehen muss. Nach einem Telefonat mit seiner Mutter beschließt er, die Welpen noch auf der Rückreise (die sich dadurch entsprechend in die Länge zieht) zu verkaufen, bevor er schließlich mit dem Hund bzw. der Hündin zu Hause eintrifft.

Was mir bei der Lektüre dieser Geschichte unter dem Aspekt rhetorischer Figuren besonders auffiel, ist Ingos Wortwahl in Bezug auf Eigenschaften und Verhaltensweisen des Hundes. An der entscheidenden Stelle der Erzählung heißt es zum Beispiel: „[...] und dann bin ich nach Norden getrampt und unterwegs . hat der Hund dann . fünf Junge bekommen [lacht] die war hochschwanger“ (Kokemoor/Marotzki 1989: 366). Bemerkenswert daran ist nicht nur der Wechsel im Geschlecht des Ereignisträgers (aus „der Hund“ wird plötzlich ein „die“), sondern auch die Wahl des Wortes „hochschwanger“. Zwar handelt es sich hier nicht gerade um eine Metapher im herkömmlichen Sinn, aber doch um eine Formulierung, die im Allgemeinen nur in Bezug auf Menschen verwendet wird, während man bei einem Tier eher das Wort „trächtig“ erwarten würde. Jedenfalls scheint es mir berechtigt, aus dieser Formulierung die Konnotation des Menschlichen herauszulesen. Ingo, so meine These, figuriert den Hund als ein quasimenschliches Wesen, indem er ihm ein neues Geschlecht und das menschliche Prädikat „hochschwanger“ zuspricht.

Wäre dies die einzige Stelle, die diese These stützen könnte, so wäre es zweifellos nicht mehr als eine gewagte Vermutung. Schon vorher aber lässt sich eine ähnliche, wenn auch weniger zugespitzte Figur beobachten. Die erste Kontaktaufnahme zwischen Ingo und dem Hund wird so geschildert:

[...] ja und den Hund . der hat sich also auf meinem Schlafsack immer schlafen gelegt weil das offensichtlich irgendwie warm war . von unten . ich hab den zwar immer weggestoßen und ich war auch der einzige von den vielen Touristen die dem Hund nichts zu fressen gegeben haben . weil ich mir dachte wenn das erstmal anfängt . dann werd ich den Hund nicht mehr los . ähm .. das hat alles nix genutzt .. er hatte n besonderes Zutraun zu mir (ebd., 365).

Die Geschichte des Kennenlernens von Ingo und dem Hund ist die Geschichte einer Wahl: Es ist der Hund, der sich Ingo trotz (oder wegen) dessen abwehrendem Verhalten als Gefährten aussucht. Auch hier figuriert Ingo den Hund als ein – wenn auch nicht unbedingt menschliches – Subjekt.

Diese Perspektive behält er auch oder vielmehr gerade nach der überraschenden Wendung der Geschichte bei. Nun freilich folgt daraus ein anderes Verhältnis zwischen Ingo und dem Hund. Nachdem er beschrieben hat, wie er aus einem alten Kinderwagen ein Gefährt für die Welpen baute, das der Hund selbst ziehen musste, heißt es:

[...] ich wollte Erziehungswissenschaften studieren ich hatte also irgendwo Ambitionen von Emanzipation [lacht] . und wenn er die Jungen in die Welt setzt soll er auch dafür was tun (ebd.: 366 f).

Der Hund wird zum Erziehungsobjekt, zum Gegenstand von pädagogischen „Ambitionen“, er soll sich emanzipieren und Verantwortung für sein Tun übernehmen.

Den Höhepunkt dieser figurativen Vermenschlichung des Hundes markiert der Schluss der Erzählung, in dem sich die Geschichte auf eigenartige Weise wiederholt:

[...] das zweite Mal war ich in Frankreich da hat. da (2 Sek.?) wieder ausgebüchst. und da hab ich noch mal. drei Junge bekommen da waren also inzwischen acht Kinder geboren acht Welpen [lacht] (ebd.: 368).

Diese Stelle ist gleich auf doppelte Weise rhetorisch. Zum einen figuriert sich Ingo nun selbst als derjenige, der die Welpen bekommen hat, also gleichsam als deren Vater. Zum andern aber bezeichnet er nun auch die Hundejungen ausdrücklich als „Kinder“ und damit qua Konnotation als menschliche Wesen.

Durch diese Figur der Vermenschlichung des Hundes bzw. der Hunde betreibt Ingos Erzählung etwas anderes als die bloße Rekapitulation einer selbsterlebten Erfahrung. Er stattet vielmehr diese Erfahrung mit einem zusätzlichen Potential an Sinn aus, indem er auf rhetorischem Wege Kontexte evoziert, in die diese Erfahrung eingeordnet werden kann. Die Figur der Vermenschlichung eröffnet in Ingos Erzählung mindestens zwei solcher Kontexte: einen pädagogischen und einen familiären. Indem der Hund als quasi-menschliches Subjekt dargestellt wird, wird die Hundegeschichte gleichzeitig zum Feld für die Selbstdarstellung Ingos als künftiger Pädagoge. Über den schon zitierten Verweis auf seine pädagogischen „Ambitionen von Emanzipation“ hinaus präsentiert sich Ingo im Umgang mit den Hunden immer wieder als „besonders verantwortungsbewußt“. Schon zu Beginn sagt er, um das „besondere Zutraun“ des Hundes beim ersten Kontakt zu erklären:

[...] ich spielte nicht nur so ... und wenns mir egal war ließ ich ihn liegen sondern .. ich weiß nicht es kann irgendwas mit meiner Art zu tun gehabt haben (ebd.: 365).

Und später, nachdem er von seinem Beschluss erzählt hat, die Welpen zu verkaufen, begründet er dies so:

[...] ich wollte es nicht umsonst machen weil sonst die Leute sagen n schöner. niedlicher Hund. den nehm ich mal und hinterher geben wir ihn ins Tierheim. wenn das ne Woche. wenn die Leute sehn was. was son Tier für Arbeit macht . und auch Ärger zum Teil ja (ebd.: 367).

Ingos Verantwortlichkeit für den Hund hat ihre diskursive Begründung gerade darin, dass der Hund für ihn mehr ist als ein Tier, das man einfach ins Tierheim abschieben kann. Nimmt man hinzu, dass der Interviewer, dem er diese Geschichte erzählt, ein Pädagogikprofessor ist, bei dem er demnächst seine Diplomprüfung machen möchte, so erweist sich die figurative Vermenschlichung des Hundes als diskursive Strategie, sich selbst als verantwortungsbewussten und erfolgreichen Pädagogen darzustellen.

Der zweite Kontext, den die Vermenschlichung des Hundes eröffnet, ist der Kontext familiärer und filiativer Beziehungen. Die überraschende Mutterschaft des Hundes bringt indirekt auch das Thema der menschlichen Fortpflanzung, der Geschlechtlichkeit und der Beziehungen zur eigenen Herkunftsfamilie ins Spiel. Auf das eigenartige Schwanken im grammatischen Geschlecht des Hundes habe ich bereits hingewiesen,

ebenso auf Ingos rhetorisch-figurative Vaterschaft an den acht Welpen. Ihren diskursiven Stellenwert bekommen diese Figuren unter anderem durch die Rolle, die Ingos Beziehung zu seiner Mutter in der Erzählung spielt:

[...] und meine Mutter hatt ich angerufen [lacht] ich mußte den Telefonhörer so weit weghalten . als ich ihr sagte. daß ich n Hund mitbring [lacht] die hatte natürlich son son streunenden mit mit zerzaustem Fell und dreckig und so was dachte sie .. und äh . als ich dann sagte ich hab jetzt fünf Hunde da [lacht] hielt ich den Hörer schon vorsichtshalber so weit weg aber .. äh . da kam nur noch n Japsen [lacht] und da dacht ich mir das kann ich ihr nicht zumuten (ebd.: 367).

War vorher die Hündin bereits als Mutter figuriert worden, so könnte man durch die Formulierung „Japsen“ auf den Gedanken kommen, nun erscheine die „wirkliche“ Mutter umgekehrt als Hund. Wichtiger jedoch ist, dass Ingo die Hundegeschichte dazu benutzt, indirekt auch das Verhältnis zu seiner Mutter zu thematisieren. Am Ende der Erzählung steht ein harmonisches Bild dieses Verhältnisses:

[...] ja . meine Mutter äh. die guckte zuerst n bißchen skeptisch - aber. nachher hat sie dann gesehen daß der Hund eben sauber war. das war n sehr hübsches Tier. das ist es auch noch Sie kennen sie ja. ne. äh. und äh. dann fing sie allmählich an wettzueifern mit mir guck mal. der hört ja mehr aufmich als auf dich und äh. dann wußt ich. daß sie also da [lacht] also auch innerlich mit einverstanden war. es gab also keine Probleme mehr . eigentlich von Anfang an nicht (ebd.: 368).

Bemerkenswert noch einmal das Schwanken im grammatischen Geschlecht des Hundes („der Hund“ – „hübsches Tier“ – „sie“). Wichtiger aber noch ist, dass hier der Hund als Vehikel erscheint, um ein Einverständnis mit der Mutter herzustellen. Durch seine figurative Vaterschaft gleichsam erwachsen geworden, kann Ingo seiner Mutter nun anders als bisher gegenüberreten und mit ihr einen Wettstreit um die Erziehung des Hundes beginnen. Die diskursive Strategie der Hundegeschichte läge dann darin, durch die Figur der Vermenschlichung des Hundes das irgendwie problematische Verhältnis zur eigenen Mutter ins Reine zu bringen. Eine weitere Stützung dieser These bzw. eine genauere Interpretation der Hundegeschichte würde selbstverständlich die Diskussion alternativer Lesarten und die Berücksichtigung des gesamten Interviews erfordern. Hier kommt es mir aber weniger darauf an, eine bestimmte Interpretation vorzulegen, als vielmehr den Nachweis zu führen, dass und wie die rhetorische Figur der Vermenschlichung des Hundes überhaupt Interpretationen ermöglicht, indem sie neue Kontexte evoziert und damit zusätzliche Interpretationshorizonte eröffnet.

Die letzten Überlegungen haben angedeutet, dass zwischen einer rhetorischen Lektüre, wie ich sie hier versucht habe, und anderen interpretativen Zugängen – etwa einem psychoanalytischen – durchaus Verknüpfungen möglich sind. Die Gemeinsamkeit mit der Psychoanalyse läge etwa in der Überzeugung, dass der Sinn eines lebensgeschichtlichen Ereignisses diesem nicht schon an sich oder von vorneherein innewohnt, sondern ihm – und zwar auch und gerade beim Erzählen – aus der Perspektive der jeweiligen Gegenwart erst nachträglich zugeschrieben wird (vgl. dazu Laplanche/Pontalis 1972:

313 ff.).⁵ Unvereinbar ist die rhetorische Lektüre nur mit solchen Deutungen, die das autobiographische Erzählen als unmittelbares Abbild des gelebten Lebens verstehen.

Abschließend möchte ich nun wenigstens andeuten, in welcher Weise ich eine solche rhetorische Lektüre von Lebensgeschichten bei der Bearbeitung sozial- bzw. (in meinem Falle) erziehungswissenschaftlicher Fragestellungen für aussichtsreich halte.

Lebensgeschichten werden in der Biographieforschung zumeist als Schnittstelle von Gesellschaftlichem und Individuellem, von sozialen Strukturen und emergenter Subjektivität verstanden. Sie bilden damit einen bevorzugten Ort zur Beobachtung von grundlegenden Bildungs- oder Wandlungsprozessen (vgl. zum Beispiel Prawda/Kokemohr 1989). Fasst man Biographien im hier vorgeschlagenen Sinne als rhetorische Konstruktionen auf, so wären auch die Bildungsprozesse, von denen in autobiographischen Erzählungen die Rede ist, nicht als Abbildungen realer Prozesse, sondern ebenso als rhetorische Konstrukte zu verstehen. „Bildung“ wäre dann möglicherweise selbst eine rhetorische Figur im Sinne jener übergreifenden „Denkfiguren“, die einen Text als ganzen betreffen und seine diskursive Strategie jenseits des Inhalts ausmachen. Die Frage nach Bildungsprozessen im Rahmen der Biographieforschung verschöbe sich so von der Ebene der erzählten Wirklichkeit auf den Prozess des Erzählens selbst. Zu untersuchen wäre, inwieweit sich im Prozess des Erzählens, und das heißt, im Prozess der rhetorischen Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte, Bildungsprozesse vollziehen. Unter Bildung kann man – etwa in Abgrenzung vom Lernen – solche Prozesse verstehen, wo – wie Rainer Kokemohr es formuliert hat – „eine grundlegende Kategorie unserer Welt- und Selbstorientierung umgebildet wird, weil ein Interpretationsschema gegenüber neu auftretenden Problemlagen versagt“ (Kokemohr 1991: 3). Unter diesem Gesichtspunkt wären die rhetorischen Figuren, in denen ein Erzähler seine Lebensgeschichte konstruiert, daraufhin zu befragen, inwieweit sie eine solche Transformation grundlegender Orientierungskategorien möglich machen. Denkbar wäre zum Beispiel, dass es rhetorische Figuren gibt, die solche Transformationen erlauben, während andere solche Transformationen eher im Wege stehen, weil durch sie nur vorhandene Kategorien verfestigt werden. Ich kann eine solche Analyse hier nun nicht durchführen, da sie zusätzlicher methodologischer Vorüberlegungen bedarf. Am Beispiel von Ingos Hundegeschichte sollte gezeigt werden, dass die rhetorische Figur der Vermenschlichung des Hundes ein zusätzliches Sinnpotential ins Spiel bringt, indem sie andere Kontexte evoziert. Ob es sich dabei aber schon um eine Transformation grundlegender Kategorien der Selbst- und Weltdeutung handelt oder ob nur bereits vorhandene Kategorien bestätigend genutzt werden, kann vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen nicht entschieden werden. Hier sehe ich ein wichtiges Arbeitsfeld für eine rhetorisch orientierte bildungstheoretische Biographieforschung, die über die eingangs skizzierte Dichotomie von Lebensgeschichten als sozialen Phänomenen einerseits und als theoretischen Artefakten andererseits hinausführt, indem sie Biographien als sprachliche bzw. rhetorische Konstruktionen versteht.

5 Eine Verbindung zwischen Rhetorik und Psychoanalyse hat vor allem Jacques Lacan gezogen, der die Mechanismen des Unbewussten wie zum Beispiel Verschiebung und Verdichtung als rhetorische Prozesse interpretiert hat (vgl. Lacan 1975: 34 ff.).

LITERATUR

- Blumenberg, Hans (1981): Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik (1971), in: Ders., *Wirklichkeiten, in denen wir leben, Aufsätze und eine Rede*, Universal-Bibliothek, Nr. 7715, Stuttgart, 104-136.
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 3, Heft 3, 75-81.
- Bude, Heinz (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur, kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 2, 327-336.
- Cahn, Michael (1989): Paralipse und Homöopathie, Denkfiguren als Objekte einer rhetorischen Lektüre, in: Helmut Schanze und Josef Kopperschmidt (Hg.), *Rhetorik und Philosophie*, München, 275-295.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1990): Von der „biographischen Methode“ zur Biographieforschung: Versuch einer Standortbestimmung, in: Peter Alheit, Wolfram Fischer-Rosenthal und Erika M. Hoerning, *Biographieforschung, Eine Zwischenbilanz in der deutschen Sprache*, Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 13, Bremen, 11-32.
- Genette, Gérard (1966): Figures, in: Ders., *Figures I*, Paris, 205-221.
- Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: Dirk Wegner (Hg.), *Gesprächsanalysen, Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik*, Bonn, 14.-16. Oktober 1976, *Forschungsberichte des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn*, Bd. 65, Hamburg, 159-274.
- Kokemohr, Rainer (1991): Zur Bildungsfunktion rhetorischer Funktionen, *Sprachgebrauch und Verstehen als didaktisches Problem* (Typoskript).
- Kokemohr, Rainer und Winfried Marotzki (Hg.) (1989): *Biographien in komplexen Institutionen, Studentenbiographien I*, Frankfurt am Main u. a.
- Kopperschmidt, Josef (Hg.) (1990): *Rhetorik*, Bd. 1: *Rhetorik als Texttheorie*, Darmstadt.
- Labov, William und Joshua Waletzky (1973): Erzählanalyse: mündliche Versionen persönlicher Erfahrung (1967), in: Jens Ihwe (Hg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Bd. 2, Frankfurt am Main, 78-126.
- Lacan, Jacques (1975): *Schriften II*, Ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas, Freiburg im Breisgau.
- Laplanche, Jean und Jean-Bertrand Pontalis (1972): *Das Vokabular der Psychoanalyse*, 2 Bände, Frankfurt am Main.
- Michel, Gabriele (1985): Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition, Untersuchung typischer Erzählfiguren, ihrer sprachlichen Form und ihrer interaktiven und identitätskonstituierenden Funktion in Geschichten und Lebensgeschichten, *Germanistische Linguistik*, Bd. 62, Tübingen. <https://doi.org/10.1515/9783111371214>
- Prawda, Marek und Rainer Kokemohr (1989): Wandlungsprozeß und Bildungsgeschichte, in: Peter Alheit und Erika M. Hoerning (Hg.), *Biographisches Wissen, Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt am Main, New York, 238-267.
- Quasthoff, Uta (1980): Erzählen in Gesprächen: linguistische Untersuchung zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags, *Kommunikation und Institution*, Bd. 1, Tübingen.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, *Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1*, Bielefeld.

- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs, in: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (Hg.), *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*, Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg, Nürnberg, 67-156.
- Schütze, Fritz (1983): *Biographieforschung und narratives Interview*, *Neue Praxis*, 13, Heft 3, 283-293.
- Seigies, Raimund (1989): *Textur/Lektur, Verstreute Anmerkungen zur Hundegeschichte im Ingo-Interview*, in: Rainer Kokemohr und Winfried Marotzki (Hg.) (1989): *Biographien in komplexen Institutionen, Studentenbiographien I*, Frankfurt am Main u. a., 158-162.
- Stempel, Wolf-Dieter (1989): *Modi des Autobiographischen im Gespräch*, in: Rainer Kokemohr und Winfried Marotzki (Hg.) (1989): *Biographien in komplexen Institutionen, Studentenbiographien I*, Frankfurt am Main u. a., 255-280.